

Stufenweise angelegte französische Schützengräben und Sicherungsanlagen an einem kleinen Hügel nahe bei Verdun.

Monte Santo.

Ein Stück Kriegsgebiet in der Nähe von Görz.

Wir steigen das letzte steile Stück zum Gipfel des Monte Santo hinan, der rund zehn Kilometer nordöstlich von Görz sich erhebt. Hier oben ist die südliche Sonne noch hart genug, um die Trauben von Reben reifen zu lassen, die feine Wälder gepflanzt hat, die zufällig zwischen den Steinen aus fruchtbarer Erde keimen. Und mitten in dem Laubwald, der uns den Blicken der Italiener entzieht, steht die Kirche und da eine königliche Gedenktafel, deren flache, gepolte Fronte hell im dunkleren Laubwerk schimmert. Ein gefegtes Land, das Frieden und Fruchtbarkeit zu atmen scheint. Und nun —?

Wir stehen vor der Pforte des Wallfahrtsklosters, das einst von der Spitze des Berges den frommen Wanderer grüßte. Im Frühling des

in den Kohlegruben von Charleroi in Belgien.



Die Gruben in Nordfrankreich und Belgien, welche von den Deutschen im Krieg genommen worden sind, haben wieder ihren Betrieb aufgenommen. Alle Teile der Bevölkerung sind von jeder zur Arbeit in die Gruben gegangen. Der deutsche Soldat war es, der einmündigen Mädchen dort in Männerkleidung arbeiten zu sehen.

Im ersten Kriegesjahre stand hier noch ein stolzes, stattliches Haus, eine mächtige, Pfeilergetragene Kirche. Aus allen Gebieten des Küstenlandes, über das sie in weite Fernen sah, strömten ihr die Wallfahrer zu: Reichstümlicher aus dem Venetianischen, Oesterreicher italienischer Junge aus Görz und Triest, Slowenen aus den Alpenländern trugen sich hier oben. Der Monte Santo, die Seta Sora, wie die Slaven sagen, war ihnen ein gemeinsames Symbol.

Wir stehen vor der Pforte, aber sie führt in das Chaos. Nie hat man in all den vielen Monaten des Krieges eine fürchterlicher, vollkommener Zerstörung gesehen. Wochen hindurch haben Batterien aller Kaliber auf das Kloster Monte Santo gezielt, bis es endlich wirklich in einen unkenntlichen Trümmerhaufen verwandelt war. Fast in jeder Zelle des Wohngebäudes lag ein Schuß, die Stiegen sind zusammengebrochen, Kreuz und



Der russische Kriegshafen Sebastopol, der einen sehr günstigen Zufluchtsort für Kriegsschiffe bildet und als unannehmbar gilt.

— der heilige Berg selbst schien ihn zu schirmen.

Eines Tages nun schlug eine Granate in das Kloster Castagnavizza, seine neue Heimat. Die Explosion zerstörte den Korridor, der zur Zelle des Paters Franz führte, zertrümmerte die Stiege. Das war zuviel. Ihm war, als ob ihn die feindlichen Granaten vom Berg her bis hierher ins Tal verfolgten, ihm schraubte vor dem Gedanken, nun auch hier unten über Schutt und Trümmer klettern, auf schwankeenden Holzstegen sein Zimmerchen aufsuchen zu müssen. Er, der mutigste unter den Brüdern, verlor mit einem Male die Nerven und hat, das Kloster verlassen und die Selbstsorge im Bürger Spital der Parmberger Brüder, also eine verhältnismäßig gesicherte Stelle, übernehmen zu dürfen. Man wies ihm dort die sicherste Zelle an der vom Feind abgekehrten Seite des Gebäudes an, tat alles, um dem verdienstvollen Mann die Ruhe wiederzugeben.

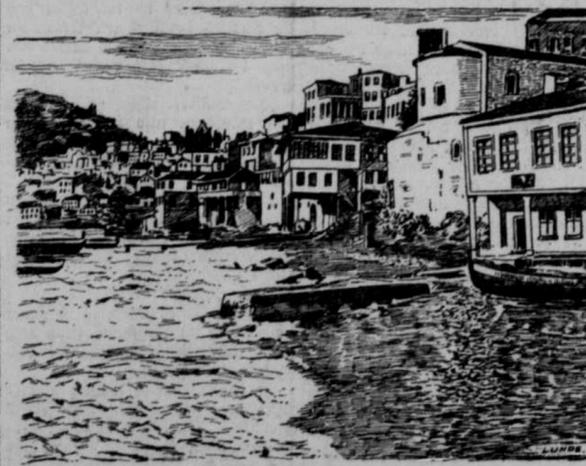
Und eben dort hat ihn, der unverletzt durch die Granatenhölle des Monte Santo gewandelt war, das Geschick ereilt. Ein Granate flog



Konstantinopel, von der alten Brücke aus gesehen.

durch ein Fenster des Spitalgebäudes herein, durchschlug die Tür eines Zimmers, plachte im Korridor, gerade vor der Zelle des Paters Franz. Ein Sprengstück bohrte sich durch ihre Türe, traf den Mönch in die Halsschlagader.

In einer Rainacht haben sie ihn oben auf dem Monte Santo begraben, wie er es sich immer gewünscht hatte. Soldaten trugen den Sarg über die Straße empor, die man bei Tag nicht geben darf, einer der Klostergelehrten sprach im Schein der Leuchtungen, im nahen Knattern der Gewehre, im dumpfen Schall der Kanonen die Gebete. Pater Franz Ambroz, der treueste unter den Mönchen des Monte Santo, war auf seinen heiligen Berg zurückgekehrt. Neben den Ruinen der Kirche liegt sein Grab.



Trebizond. (Am Schwarzen Meer.)

— Das „Badeblatt“ in Baden-Baden vom 4. Dezember schrieb: Unser hochgeschätzter Ehrenbürger Hermann Sielden, ein Deutschamerikaner, stellte, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, Ihrer königlichen Hoheit der Großherzogin Louise an ihrem gestrigen Geburtstag zur Verwendung für Kriegswohlfahrtszwecke die Summe von einer Million Mark zur Verfügung.

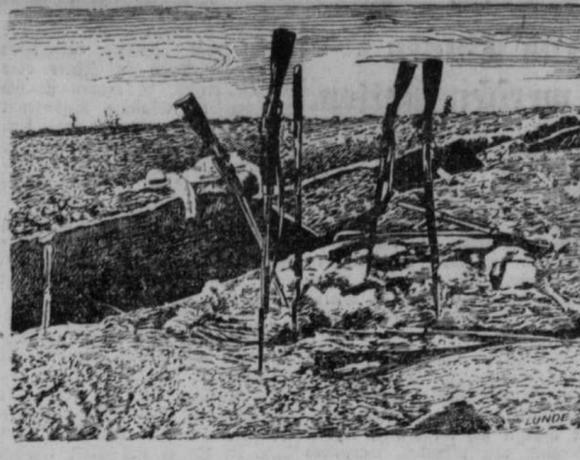
— Aus Königsberg wird berichtet: Einen zwar zeitgemäßen, aber dummen Scherz leistete sich ein Unbekannter im Postamt von Gumbinnen. Er brachte eine Mischung mit, die einen heißenden und äbenden Geruch verbreitete. Langsam aber sicher fingen den Beamten die Augen zu tränen an. Die Sache wurde schließlich so toll, daß die Beamten die Schalter schließen und den Dienst für eine Zeit aussetzen mußten. Bisher ist es noch nicht gelungen, dem „Spahvogel“ auf die Spur zu kommen.

Zum ersten Male den Engländern gegenüber.

Erzählung von W. Müller.

Für uns junge Kriegsfreiwillige hat es keinen febllicheren Tag gegeben, als da wir die Engländer endlich auf fünfhundert Meter vor uns hielten. Wie das in uns allen wühlte und loberte, davon kann man sich nachher kaum noch eine Vorstellung machen. Wir haben uns diesen Tag aber auch mit zähem Ausbarren verdient. Wenn die englischen Geschütze uns mit Granaten förmlich begossen, und wenn dazu noch die Kochfliege tagelang ausblieb, wir wichen nicht vom Fleck. Nur einmal mußten wir ein vorübergehendes Zugeständnis an die Brummer machen. Aber auch dies nicht an die englischen. Die Sache kam so.

Infolge anhaltenden Nebels konnten unsere Flieger die englischen Schützengräben nur schwer von den unsrigen unterscheiden. Das Ergebnis war, daß unsere Artillerie famos in



Ein von den Russen verlassener Schützengraben, vor dem die Russen als Zeichen der Ergebung ihre Gewehre verkehrt in der Boden pflanzten.

ob wir sie nachher noch rauchen konnten!

Beim Hinausklettern aus dem Graben schlichte mir mein Nachbar mit seinem Seitengewehr die Hose auf, da wir etwas zu eng beieinander waren. Jetzt sah ich aus wie ein halber Schottländer mit meinem nackten Knie, aber egal, immer vorwärts, zu den Briten hinüber!

Als die den Ernst der Sache merkten, kamen sie bald mit erhobenen Händen ans Tageslicht, ohne lange Widerstand zu leisten. So besetzten wir den feindlichen Schützengraben. Unsere Aepfel brauchten wir jetzt nicht mehr zur Hauptmahlzeit, sondern nur noch als Nachtisch genießen, denn die Engländer waren reichlich mit Fleischkonserven und anderen guten Dingen versehen.

Lange sollte aber anscheinend das gute Leben nicht dauern. Die Engländer gaben uns zu fühlen, daß sie ihren Graben zurückhaben wollten. So richteten wir uns also auf ihren Besuch ein. Und sie kamen in großer Ueberzahl.

„Keiner schießt!“ befahl der Hauptmann. Und so ließen wir sie heran kommen. Der Abstand von vierhundert Metern verringerte sich auf dreihundert, auf zweihundert und schließlich auf hundertundfünfzig. Jetzt fiel von unserer Seite als verabredetes Zeichen für uns der erste Schuß. Jeder von



Als die Engländer den Ernst der Sache merkten, kamen sie bald mit erhobenen Händen ans Tageslicht, ohne lange Widerstand zu leisten.

uns hatte sich seinen Mann aus Korn genommen, und da gab es also einen heißen Empfang, wie ihn sich die Engländer wohl schwärzlich hatten träumen lassen. Wie gemäht fielen sie. Die andern drangen tapfer vorwärts, während wir ruhig wie auf dem Uebungsplatz luden und abgogen — jeder Schuß ein Treffer. Ein Teil der Engländer hatte sich auf die Erde geworfen, aber das nützte ihnen nichts bei dem ebenen, bedungslosen Gelände, unsere Kugel holte sie alle.

Was schließlich noch übrig blieb, mußte sich ergeben. Zum Fliehen nützten den lehmigen Briten diesmal ihre langen Beine nichts, dazu waren sie zu nahe an uns herangelommen. Na, wir haben ihnen ihren grinsenden Hochmut gehörig verfallen. Wir hätten uns nicht halb so gestreut, wenn es Franzosen gewesen wären.

Aber ein Unglück kommt selten allein, sagt das Sprichwort. Wie ich mit meinem flatternden Hosenbein zwischen dem Gelichter aufräumen helfe, war's mit dem Kolben oder Bajonett, ich weiß es nicht mehr, da frage ich doch einen Schlag auf den Rücken, daß ich vornüber ins weiche Erdreich schieße. „Was ist los?“ denke ich, drehe mich um wie eine Kacke, die auf den Bauch gefallen ist, dabei bleibe ich an einem Drahtbindens hängen, und — ritst, ist auch das gesunde Hosenbein hinüber. Na, nun war doch wieder ein gleichmäßiger Stille erreicht, wie die Natur doch auf

Das Land des Insektenpulvers.

Montenegro ist ein armes Land, doch ein Kleinod hält's verborgen, es produziert Insektenpulver, das mit Unrecht „perfidisches“ genannt wird. Im Jahre 1840 hatte eine



Eine Rotbrücke in der Bukowina.

arme deutsche Frau, Anna Kosauer, die in Naguja lebte, in ihrem Garten ein Sträußchen von einer wildwachsenden Pflanze gepflückt und es später in einen Wintler geworfen. Als sie dasselbe nach mehreren Wochen verrottet wieder erblickte, fiel ihr auf, daß eine Menge von Insekten tot dabei lagen. Sie vermutete, daß die Tiere durch die Pflanze getötet seien und begann mit der Fabrication des Insektenpulvers, das nach ihrem Tode von dem Apotheker Droba weiter vertrieben wurde. Die Pflanze, eine Chrysanthemumart, wächst vorzugsweise in Montenegro, kommt aber auch in Dalmatien, Albanien und der Herzegowina vor. Hauptlieferant aber ist Montenegro, wo man die Pflanze anbaut. 1865 begann das Fürstentum der schwarzen Berge Insektenpulver in größeren Mengen zu exportieren, und zwar zu hohen Preisen; ein Zentner kostete damals in Triest 250 Gulden. Als Dalmatien Konkurrent wurde, begannen die Preise zu sinken, und ein förmlicher Preissturz trat ein, als auch die Jankees das Brodthrum in großem Umfange zu kultivieren begannen. Bis auf 15 Gulden drückten sie den Preis herunter. Aber der Alp, der sich damit auf Montenegro legte, wich, als sich herausstellte, daß die in Amerika wachsenden Pflanzen nicht die gewünschten mörderischen Eigenschaften hatten. Seitdem steht Montenegro wieder an der Spitze und löst für den Zentner Pulver 100 bis 120 Gulden. Der Mai ist der Hauptmonat; dann öffnen sich die Blüten, und in diesem Zustande entwickeln sie die stärkste Kraft. Ein Kilo Blätter liefert ¼ Kilo trockener Ware; 10.000 Kilogramm liefert Montenegro jährlich aus. Die Pulverisierung geschieht im Auslande, in Benedig, Wien, Pest, Wien und Berlin.



Aus der Studienmappe eines ins Feld gelangten Spezialzeichners.